



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

S., I.: Der Friede zu Basel.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

grade neu zu erwählende Präsident sich aussprechen mußte. Die Gegner der Sklaverei im Norden und Westen zersplitterten sich auch hier wieder, konnten ihre kleinen Rancunen der großen Hauptsache nicht unterordnen und wichen Schritt für Schritt zurück, bis sie das Feld ganz den Demokraten, d. h. der Sklavenhalterpartei, überlassen mußten. Diese setzten denn auch im Herbst 1844 die Wahl von Polk aus Tennessee zum Präsidenten durch, der sich durch die bloße Annahme seiner Wahl zur Durchführung aller Pläne seiner Wähler verpflichtete und ihren weitgehenden Anforderungen entsprach, so lange es sich um Ausdehnung der Sklaverei handelte.

Schon am ersten Mai 1854, drei Tage vor dem Rücktritte Tylers, wurde vom Congresse der Beschluß gefaßt: Texas den Vereinigten Staaten einzuverleiben. Das Haus entschied sich mit 118 gegen 101 Stimmen dafür und auch der Senat stimmte ihm bei. So wurde Texas ein Staat der Union und bereitete durch seine möglichst unbestimmten Grenzen den mexikanischen Krieg vor. Selten ist wohl ein ungerechterer Krieg von einem mächtigen Nachbar begonnen worden. Es war die Wiederholung jener Praxis aus den Zeiten der Völkerwanderung, wo der bloße Wunsch ein schönes Land zu besitzen, und die erforderliche Macht, diesen Wunsch zu verwirklichen, die Herrschaft über große Gebiete verlieh. Als der Krieg bereits so weit fortgeschritten war, daß seine Beendigung durch die Vereinigten Staaten keinem Zweifel mehr unterlag, verlangte Polk vom Congreß die Bewilligung von drei Millionen Dollar und versprach dafür: die mexicanische Regierung zur Abtretung großer Ländermassen zu zwingen.

Der Friede zu Basel.

Geschichte der Revolutionszeit von 1789 bis 1795. Von Heinrich von Sybel.
— 3 Bd., Düsseldorf, Buddeus. —

Selten ist eine Nachricht im deutschen Publikum mit so ungetheilter Freude aufgenommen, als diejenige, daß Sybel sein Werk, nachdem er es in dem vorher bestimmten Umfang vollendet, bis auf einen weitem Zeitraum fortzuführen gedenkt. Auch die politischen Gegner des Verfassers erkennen einstimmig an, daß seine Forschungen Niemand umgehen darf, dem es um Wahrheit und um reale politische Kenntniß zu thun ist. Wir hoffen, daß auch die jetzt festgesteckte Grenze nur eine vorläufige

sein, daß die Fortsetzung wenigstens ebensoviel Jahre umfassen wird, als was bisher erschienen ist: denn der nächste entscheidende Einschnitt nach dem Frieden zu Basel ist nun der Friede zu Lunéville. Und auch da wird der natürliche Drang einen Schriftsteller, der sich so tief in jene wichtige Periode eingelebt hat, wol antreiben, den Frieden von Tilsit und den Frieden von Paris ebenso aus dem pragmatischen Zusammenhang herzuleiten, als es ihm mit dem Frieden von Basel gelungen ist.

Raum ist es nöthig, bei einer mit so allgemeinem Beifall aufgenommenen Schrift auf die einzelnen Vorzüge hinzuweisen. Ein umfassendes, bis in die entlegensten Details gerichtetes Studium: und dieses Maas im Gebrauch desselben! Ein Talent der Charakteristik, wie es einem Dichter Ehre bringen würde: und doch die seltene Anwendung desselben, wo es nicht die Sache selbst erfordert! Ein starkes, tief begründetes moralisches Gefühl: und doch durchweg eine Objectivität, die nur die Thatsachen sprechen läßt! Eine feste, auf gesundem Sinn für Realität beruhende politische Ueberszeugung: und dabei Gerechtigkeit nach allen Seiten! — Alle diese Vorzüge lassen wir bei Seite, und heben nur einen hervor: den großen Blick für das Allgemeine.

Die meisten Geschichtschreiber der Revolution haben darin gefehlt, daß sie diesen großen Zeretzungsproceß in Frankreich als einen isolirten betrachteten, während er sich doch über ganz Europa, ja über die gesammte christliche Welt erstreckte, nicht bloß in seinen Folgen — denn das ist allgemein bekannt — sondern auch in seinen Motiven. Die Schlüssel der Revolution liegen nicht bloß im pariser Jacobinerclub: sie liegen ebenso in Warschau, in Konstantinopel, in Wien und Berlin. Die französische Umwälzung erhielt dadurch ihre bestimmten Physiognomie, daß sie gleichzeitig fiel mit der Auflösung der bisherigen Zustände in Polen, der Türkei und Deutschland. Dies in einem lebendigen Zusammenhang zu entwickeln, nicht bloß als Räsonnement, erfordert die feste Hand eines Künstlers, und als solchen hat sich Sybel bewährt.

Ueber die ganz neue Auffassung der polnischen Verhältnisse haben sich diese Blätter bereits, und zwar zustimmend, ausgesprochen. In Bezug auf Frankreich hat die alte doppelte Einseitigkeit — die Revolution entweder als ein Werk des Teufels oder als das erste Erscheinen des Lichts zu bezeichnen — zwar lange bereits einer ruhigen Erwägung Platz gemacht, welche zwei verschiedene Elemente darin anerkennt, ein gutes und ein böses; aber in der Regel schied man diese Elemente willkürlich nach einem bestimmten Zeitraum, und kein Geschichtschreiber hatte die Besonnenheit, sie vom Anfang an so bestimmt zu sondern und diese Sonderung so scharf festzuhalten, als es Sybel gethan. Im Einzelnen werden auch hier abweichende Ansichten nicht ausbleiben; wir selber haben eine (über Mirabeau) geltend gemacht: die großen Züge aber sind unwiderleglich festgestellt. Der Sturz des Feudalstaats durch den Repräsentativstaat ist die eine, das Streben nach Errichtung der Demokratie die andre Seite.

Die feudale Partei hat den Kampf gegen die Monarchie eröffnet, um dieselbe ganz ihren Sonderzwecken dienstbar zu machen. Sie hat dann, als die wirkliche Gefahr eintrat, das Königthum feige im Stich gelassen, und durch ihre Bravaden im Ausland nicht wenig dazu beigetragen, die Fortdauer der Monarchie in Frankreich unmöglich zu machen, da ganz Frankreich darin einig war, lieber alle Schran-

fen der Revolution und alle Gefahren eines auswärtigen Krieges über sich ergehen zu lassen, als die Wiederherstellung des Feudalstaates zu dulden. Die politische Unfähigkeit dieser Partei kam nur ihrer Unsitlichkeit gleich.

Die demokratische Partei ging von vornherein von der Idee aus, alle Menschen gleich zu machen; sie stützte sich auf die Proletarier und hielt diese dadurch fest, daß sie Frankreich zu ihren Gunsten ausbeutete, d. h. daß sie factisch wenn auch nicht nominell den Communismus einführte, in einem Maß, wie es später nicht einmal mehr versucht worden ist. Der Zwang gegen die Bauern und Handwerker, die Lebensmittel unter dem Preise zu verkaufen und ein werthloses Papiergeld als vollständig anzunehmen, konnte nur dadurch durchgeführt werden, daß man jede Weigerung mit dem Tode bestrafte; und da der Schrecken, um nicht seine Wirkung zu verlieren, sich nothwendig immer steigern muß, so war zuletzt Niemand seines Lebens sicher, auch die Spießgesellen Robespierres nicht, sie stürzten ihn daher und mit ihm, sehr gegen ihren Willen, ihr eignes System. Die Demokratie hinterließ nichts weiter, als die Maschinen des Despotismus, deren sich dann Napoleon bediente.

Den wohlmeinenden Männern in der Mitte fehlte als Führer eine schöpferische Kraft, die das nothwendige Werk der Zerstörung durch einen Neubau zu ergänzen im Stande war. Sybel glaubte eine solche Kraft in Mirabeau zu sehn; die Frage mag unerörtert bleiben, da die Probe nicht vollständig gemacht ist. Die vollständige Probe, daß man eine Situation beherrschen kann, besteht unter anderm auch darin, daß man sie wirklich beherrscht. Die andern Wohlmeinenden begingen den Fehler, der sich in solchen Fällen immer wiederholt: statt aus allen Kräften die Regierung, so gut oder so schlecht sie war, zu stützen, als den einzigen Haltpunkt für die Fortdauer des Staats, bereiteten sie ihr noch größere Schwierigkeiten als in der Natur der Sache lagen, sahen ihren Untergang mit an und fügten sich dem Schreckenssystem, um dann, nachdem dasselbe, nicht durch sie, gestürzt war, wie immer, wieder die Basis des neuen Staats zu bilden. Die Classe ist nicht von der Art, Begeisterung oder auch nur große Achtung zu erregen; aber ohne sie würde es mit dem Fortgang der Geschichte bald zu Ende sein. Die Revolutionen brausen über sie hinweg wie ein wildes Unwetter, das doch nur vorübergehenden Schaden anrichtet, sobald der Boden gesund ist.

Ein viel wichtigerer Fortschritt für die Einsicht in jene Geschichte ist die Beleuchtung, welche Sybel der deutschen, namentlich der preussischen Politik angedeihen läßt. Seit der Zeit, daß das Gefühl des gemeinsamen Drucks eine wirklich deutsche Nation erzeugt hatte, pflegte man den Frieden von Basel als einen Verrath an der deutschen Nation zu brandmarken, ohne zu erwägen, daß nur dasjenige verrathen werden kann, was wirklich existirt. Am wenigsten hatte, wie Sybel schlagend nachweist, Oestreich Grund sich zu beklagen: Oestreich, das drei Monate vor Abschluß des Baseler Friedens, um Preußens Vergrößerung an der Weichsel zu hindern, ein Schutz- und Trübbündniß mit Rußland gegen Preußen eingegangen war; Oestreich, das in lichtscheuen Unterhandlungen mit der französischen Republik begriffen, Deutschland nur ausbeutete, um seine italienischen Besitzungen zu sichern, und das, geleitet von dem böseartigsten aller Politiker, von Thugut, keinen Augenblick Anstand genommen hätte, seinem Hauptzweck, der Schwächung Preußens, alle Rücksichten und

Pflichten zu opfern. Im Munde eines solchen Staatsmanns kann Klage über Ver-
rath nur lächerlich sein.

Aber es wäre ein schwerer Irrthum anzunehmen, daß Sybel den Baseler Friede
billigte oder auch nur entschuldigte. Der Friede zu Basel war der Ausfluß
derselben Schwäche, derselben Unfähigkeit, etwas im Zusammenhang und mit Aus-
dauer zu wollen, welche seit dem Tode Friedrichs des Großen den preussischen Staat
in eine Verwicklung nach der andern stürzte. Friedrich Wilhelm der zweite hatte
manche Achtung gebietende Eigenschaft: er war persönlich wohlwollend, nicht ohne
Feinheit im Urtheil, in seinen Velleitäten edler als die meisten seiner Mitfürsten,
selbst zu ritterlichen Entschlüssen fähig. Er übersah die Pflichten seines hohen Be-
rufs in ihrem ganzen Umfange: die Pflicht, das Reich gegen die Fremden zu schir-
men, die Pflicht gegen sein Land, die Macht, welche sein großer Oheim ihm
gelassen, zu erhalten und zu vermehren; die Pflicht, Preußen auch im Ausland da-
durch geltend zu machen, daß es überall das Unrecht niederschlug. Aber leider ge-
lang es ihm nie, diese Pflichten zu einander in ein fest bestimmtes Verhältniß zu
setzen: bald drängte sich seiner Phantasie die eine, bald die andere auf, und sein
Wille wählte diejenige, welche seiner augenblicklichen Spannung am bequemsten war.
Zuerst in der Regel das Heroische, Uneigennützig; aber die Spannung hielt nie lange
vor, bald wurde er müde, und beschönigte die Unentschlossenheit vor sich selbst dadurch, daß
er die Pflicht des Interesses gegen die Pflicht der Aufopferung ausspielte. Zulezt nahm seine
Ermüdung die Form heftiger Ungeduld an; er wollte von dem lästigen Gegenstand, der
ihn so lange geärgert, nichts weiter hören und verlangte ein Ende, gleichviel wie.
So war es in Reichenbach gewesen, so wieder in Basel. Er hatte den Krieg wie
einen Ritterkrieg unternommen, als der Erfolg den Erwartungen nicht entsprach,
suchte er, und auch das immer nur halb, bestimmte Interessen zu verfolgen, zulezt
war seine einzige Idee, kein Geld mehr unnütz auszugeben; und so ließ er denn
seinen Unterhändlern, unter der einzigen Bedingung, mit den verruchten Jacobinern
kein Bündniß abzuschließen, freien Spielraum. Nicht daß er den Frieden überhaupt
schloß, war der Fehler, — denn sonst wäre ihm zu seinem größten Schaden Oest-
reich zuvorgekommen; sondern, daß er keine bessern Bedingungen erhielt. Die Fran-
zosen waren nach dem Frieden ebenso begierig als er; in den Unterhandlungen
mußte derjenige gewinnen, der, wenn der Friede nicht zu Stande kam, zur weitem
energischen Kriegsführung entschlossen war. So faßte Hardenberg die Sache auf;
er wurde durch die Ungeduld seines Hofes gelähmt, und so kam jener Friede zu
Stande, durch welchen Preußen für die nächsten zehn Jahre aus der Reihe der
Großmächte trat.

Das Studium dieser Geschichte hat grade für unsere Tage eine sehr ernste Be-
deutung.

Das Stichwort der deutschen Presse ist wieder geworden: Coalition gegen Na-
poleon; zunächst Coalition zwischen Oestreich und Preußen, der dann anderweitige
unbestimmte Beitritte in Aussicht gestellt werden. — Wir leugnen nicht, daß der Kaiser
von Frankreich durch den größten politischen Fehler, den er hätte begehn können,
diesen Gedanken gegen sich herausbeschworen hat. Wäre er großherzig oder klug
genug gewesen, nach dem italienischen Kriege jede Beutelust aus seinen Gedanken zu
verbannen, er stände heute als der gewaltigste Mann Europas da; nicht blos wegen

seiner starken Militärmacht, sondern wegen des Zaubers, den sein Name auf alle Nationen ausüben würde. — Der Erwerb von Savoyen und Nizza hat ihm gar nichts genügt, die kleinen militärischen Vortheile sind für eine Macht wie Frankreich nicht der Rede werth; er hat ihm aber unendlich geschadet. Denn einmal ist durch diesen Act der Grundgedanke seiner Politik handgreiflich bloßgestellt: — für jede Stärkung eines Nachbarstaats beansprucht Frankreich eine Landentschädigung. Mit andern Worten: die Rheingelüste der Franzosen leben auch in der Seele des Kaisers. Ob die umlaufenden Gerüchte von den directen Anforderungen an Preußen, in doppelter Beziehung die Rolle Sardinien's zu spielen, Mythos sind oder Wahrheit, darüber erfreuen wir uns keiner authentischen Information: aber auch im ersten Fall spräche der Mythos nur das allgemeine und zwar gerechte Gefühl des Volks aus. Noch schlimmer ist ein zweiter Umstand. Die Einverleibung Savoyens und Nizzas ist nicht einfach, sondern mit Winkelzügen erfolgt, die vor jeder Unterhandlung mit Frankreich abschrecken müssen.

Wenn wir also das Gefühl, aus dem jener Ruf nach Coalition entspringt, in seiner Berechtigung vollkommen anerkennen, so müssen wir doch daran erinnern, daß jede Coalition, wenn sie nicht wie zu Basel enden soll, einen bestimmt ausgesprochenen, beiden Theilen wirklich gemeinsamen Zweck haben muß. Wenn ein Krieg glücklich endigt, so wird die Verständigung unter den Siegern leichter, obgleich auch da noch nicht Alles geordnet ist; aber der Ausgang kann auch ein unheilvoller sein und ein Opfer verlangen — wer soll dann das Opfer bringen? — Die Oestreicher drängen immer auf schriftliche Garantien, als ob damit etwas entschieden werden könnte! Wenn nun Preußen den Oestreichern wirklich Venedig garantirt, heißt das etwa so viel, daß Preußen sich verpflichtet, mit Frankreich nicht eher Frieden zu schließen, bis Oestreich Venedig behält, wenn es dafür auch selber alles Land bis an den Rhein, oder bis an die Elbe oder bis an die Oder abtreten muß? — Geißt es das? — Wenn es das aber nicht heißt, so möchten wir wirklich wissen, was denn eigentlich drunter zu verstehn ist! Wieder einer von jenen Kunstausdrücken, welche der politischen Kannegießerei einen recht erfreulichen Spielraum geben! Und die politische Kannegießerei lebt nicht bloß auf der Bierbank, nicht bloß in den Journalen, sondern ebenso an den Höfen und in der Diplomatie.

An eine Coalition, die Erfolg verspricht, ist nur dann zu denken, wenn die contrahirenden Mächte wirklich in einem lebendigen Zusammenhang der Interessen und Sympathien zusammenstehn. Wenn Preußen und Oestreich durch Thaten vorher gezeigt haben, daß sie sich einander vollständig vertrauen können, wenn jeder von ihnen weiß, welcher Preis sein Opfer lohnt und welche Lebensinteressen er vertritt; dann werden wir uns an der Coalition auch zwischen Preußen und Oestreich erfreuen: wo nicht, dann ist sie für Preußen ein politischer Selbstmord.

Man könnte meinen, daß uns diese letzte Betrachtung von unserm Gegenstand abgeführt hat. Wir glauben im Gegentheil, daß sie ganz im Sinn jenes Geschichtschreibers sein wird, der mehr als ein anderer unsrer Zeit die Wahrheit anschaulich macht, daß jedes historische Gesetz ewig wirkt und daß die Geschichte Gegenwart ist.

J. S.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Moriz Busch.

Verlag von F. L. Herbig — Druck von C. E. Elbert in Leipzig.